

Nr. 51. Bromberg, den 4. April 1925.

Spatenrecht.

Roman von **Sophie Kloerss.**

(10. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Am Christfest saßen er und sein junges Weib selig am Herdfeuer, redeten von Jahren, wo sie einander fern und fremd gewesen, und konnten es nicht fassen, daß die Zeit so kurz sei, in der sie zusammengewachsen zu einem einzigen Glück

Die beiden Kinder, die sich im Hause wohlfühlten wie ein paar Kätzchen, denen ein schirmendes Dach geworden, tobten droben auf dem Boden im Stroh, und ihre Stimmen gellten wie heller Möwenschrei nieder zu den stillen Menschen.

Die Kühe muhten leise in ihren Ständen.

Man hörte das Geräusch von Milch, die in den Eimer rann, die taube Emma molk da hinten in der Ecke ihren Liebling, die große neue Rotbunte.

Von den beiden Knechten war nichts zu sehen. Die hatten an diesem ersten Festtag ihre Eisen genommen und vergnügten sich nach Art der Leute in Holland damit, über die gefrorenen Wiesen zu rennen. Meilenweit stand das Land unter Wasser.

Die Siele konnten im Winter die niedergehenden Regenmassen nicht während der Ebbezeit hinauswerfen in die See. Von Tag zu Tag stiegen sie und stiegen, und die niedrigen Wiesen verschwanden Fuß für Fuß unter der Flut. Dafür trugen sie im Sommer doppelte Ernte. Lützelberger konnte sich schon jetzt berechnen, daß im Juni seine Ochsen, wenn sie über die Fennen gingen, bis an den Bauch im üppigen Gras verschwinden würden.

Er war ein glücklicher und reicher Mann geworden, er, der vor Jahren, ein Einsamer und Armer, unter hungernden Leuten im armseligen Kirchlein stand und ihnen die Weihnachtsbotschaft verkündete.

Und doch — es war ein Sehnen in ihm.

Dazu hatte ihm sein Amt zu tief im Blut gesessen.

Lehren, helfen, die Menschen tragen, ihre Seelen führen!

Wenn er hier nicht auf dem Posten war Tag und Nacht, zehnmal mehr als einer der Genossen, ja mehr als der Deichgräfe selber, dann hatte er kein Recht auf dies Glück und diesen Wohlstand.

Er stand auf.

„Ich muß noch mal den Deich lang gehen, Almut. In einer Stunde komme ich wieder."

Sie nickte nur. Sie kannte diese Unruhe in ihm und daß er sich auslaufen mußte im frischen Wind.

Freilich, der Wind, der heute früh scharf aus Norden geblasen hatte, war eingeschlafen. Der Himmel spannte sich klar und grünlichblau über das Land wie eine große Kristallglocke. Es würde starken Frost geben in der Nacht.

Lützelberger schritt mit langen Tritten aus. Sein Blut wurde warm, wie er so ging, und seine Seele sang ein Danklied.

Kein Mensch war zu sehen.

Am Morgen waren sie alle zur Kirche in Gretfiel gewesen, nun saßen sie in den warmen Häusern, tranken Weihnachtspunsch und aßen süßes Gebäck dazu. Man sah den Herdrauch weiß und kraus aus den Dächern steigen. Sie brannten ja alle Torf, und der schwelende Qualm stieg aus allen Ritzen und Luken droben am First, nachdem er auf seinem Gang über Schinken und Würste hingegangen war und ihnen Dauer verliehen hatte.

Neben dem Wandernden rann das Siel, das von seiner Wurt herkam. Eis spann sich von beiden Seiten, doch der wechselnde Wasserstand hatte es noch immer wieder in der Mitte zerbrochen.

Lützelberger wurden die Augen weit.

Wie lief das Wasser? Dem Deich zu? Jetzt noch? Es mußte, dem Stand der Sonne nach, doch Flut sein. Er trat näher an das leise glucksende Gewässer, — nein, die Wellen rannen ja landein.

Landein? Wie konnten sie landein rinnen?

Wo doch die schweren Torflügel im Wehr sich schlossen, sobald die See von draußen anlief?

Er setzte plötzlich mit langen Sprüngen dem Deiche zu.

Und wie er an den Tunnel herankam, sah er die Bohlen mehr wie mannsbreit auseinanderstehen, so, als stecke zwischen ihnen etwas im Grund, das ihren völligen Zusammenschluß hinderte.

Da war er auch schon drin im eisigen Wasser und drunten unter dem Deich.

Wer hatte das getan? Wenn der Wind nicht eingeschlafen wäre? Wenn er — wie man am Morgen fürchtete — sich zum Sturm ausgewachsen hätte? Ein schwerer Stein, ein Block, den seine Arme kaum umspannen konnten, lag genau in der Mitte der Wasserrinne, so gelegt, daß die beiden Türflügel, von beiden Seiten an ihn stoßend. ihn zwischen sich klemmten, ohne ihn hinwegschieben zu können.

Den Stein kannte er. Der lag, sie sagten seit der letzten Flut, zwanzig Schritt vom Wasserlauf jenseits des Deiches. Da war eine Kuff, die Steine geladen hatte, draußen auf Grund gegangen und hatte ihre Ladung dort versinken lassen.

Die aus Butensiel hatten die Steine zum Bau von Ställen und Scheunen heimgeholt, das Holz zum Heizen ihrer dicken Öfen, nur dieser eine mächtige Block war liegengeblieben. Man hätte ihn mit Hebeeisen über das Land wälzen oder ihn vorher zerschlagen müssen, dazu hatte sich niemand gefunden.

Während er das bedachte, war er auch schon wieder draußen vor dem Siel, sah sich nach einem Hebebaum um und suchte natürlich vergebens.

Da rannte er heimwärts, stürmte die Wurt hinan, daß Almut ihm erschrocken zurief, ob es ein Unglück gegeben. Aber ohne Antwort rannte er in die Scheune und kam wieder heraus mit einer dicken Eisenstange, die einmal der Schaft einer Hellebarde gewesen war, als die Marschbauern sich noch mit den Bremern rauften.

Und wieder die Wurt hinunter, am Siel hin, dem Deich zu.

Sie warf sich den langen blauen Mantel über und folgte ihm. Als sie das Wehr erreichte, stand ihr Mann draußen auf dem Vorland und schob sich das feuchte Haar aus der Stirn. Er hatte den Block nach innen gehoben und geschoben mit dem Eisen, und die Flut hatte ihm geholfen. Als aber der Block so weit war, daß die Türen ihn von hinten packen konnten, preßten die selber das Hindernis Zoll für Zoll vor sich her und schlossen den Spalt. Die murrende, gurgelnde See, die durch das Siel hin ihre Salzwasser in das Land gesendet, war wieder ausgeschlossen.

„Wer hat das getan? Wer kann das getan haben?" fragte die Frau verstört, als sie alles erfuhr.

„Ludolf, wer hat die Kraft, den Block da hineinzuwälzen?" Ihre angstvollen Augen sprachen deutlich genug.

„Er braucht nicht übermäßige Kraft gehabt zu haben. Mit solchem Hebeeisen geht es ganz gut, sonderlich, wenn er vielleicht einen Helfer gehabt hat."

„Aber warum? Warum?"

„Man kann nur denken, daß es mir gegolten hat. Wenn der Sturm gekommen wäre, und die Wellen wären hoch gegangen, hätte viel Wasser eindringen können. Und all das Salzwasser auf die Äcker und Wiesen. Ich hab' es ja noch nicht erlebt, aber du selbst hast mir erzählt, was das für Not bringt."

„Haßt dich denn der Vater so? Oder gilt es doch der Gemeinde?"

Langsam sagte er, und seine Augen gingen hinüber zur Wurt des Deichgräfen: „Muß es der Vater gewesen sein?"

„Ludo!" schrie sie hell auf. „Glaubst du das? — Nein, nein, ein Mensch mit wachem Sinn kann das nicht tun."

Da sagte er ihr von seinem Zusammentreffen mit Addo Rickmers.

„Das ist hart", flüsterte sie. „Das tut mir weh. Er war immer gut, und wenn er auch nicht der war, dem ich mich geben konnte, er war doch ein lieber Freund seit der Kinderzeit. Ich wußte es doch, es geht jetzt um mich. Die Rickmers haben das nicht um die Thedingas verdient."

„Darum muß ich doppelt wachen und sorgen für den Deich und die Gemeinde. — Komm, jetzt kann hier nichts geschehen, und morgen geh' ich mit den Knechten zur Ebbezeit her, und wir holen den Stein heraus aus dem Siel und sprengen ihn, dann kann er auch in Zukunft nicht wieder schaden."

„Wir wollen nicht darüber sprechen, Lieber."

„Ich spreche nicht darüber. Aber die Augen will ich doppelt offen halten."

Sie gingen heim, und über ihrer stillen, schönen Weihnachtsfreude lag ein Schatten.

Lützelberger schauerte in der frostharten Luft, denn er hatte bis zum Leib im eisigen Wasser gestanden, und sie liefen fast, um ihn zu erwärmen.

Eno Thedinga, der draußen gewesen, als sie gingen, saß in seinem Stuhl am Feuer als sie kamen, sah die nasse Kleidung des Eidams, fragte aber nicht ein Wort. — Man wußte jetzt oft nicht, ob er erfaßte, was seine Augen sahen. — Lützelberger blickte ihm scharf in das Gesicht, der Alte veränderte keine Miene.

Stumpf und dumpf saß er da, und seine Hände zitterten leise, wie sie es taten seit einigen Monden. — Waren es diese Hände gewesen, die die Salzflut über das eigene Land reißen wollten? War hinter dieser gefurchten Stirn der böse Gedanke zur Tat geworden?

Ich werde wachen, dachte der junge Bauer. Du tust von heute an keinen Schritt, um den ich nicht weiß.

*

Es war keine leichte Arbeit, den Alten zu bewachen, sonderlich weil er von der Bewachung nichts merken durfte. Aber sie hielten Tag und Nacht Augen und Ohren offen.

Daß ein Wechsel in den Stuben eingetreten war, kam ihnen zu Hilfe. Seit der Hochzeit hatten sie die erhöhte Stube neben der Diele inne, wie es seit alters her gewesen war. Da stand das breite Bett, die eisenbeschlagene Truhe mit dem selbstgesponnenen Linnen, da war unter den Fenstern die zweisitzige Bank mit Kissen belegt, deren bunte Decken Almut nach Art der Heimat auf dem kleinen Webstuhl selber gefertigt hatte, da blühten auf dem Fenstersims Goldlack und Nelken und Veilchen.

Der Alte aber war in die Stube im Giebel gezogen, und wenn er nachts hätte das Haus verlassen wollen, wäre er von der knarrenden Treppe verraten worden.

Wie oft fuhr Lützelberger hoch aus seinem Schlaf, meinte dies Knarren gehört zu haben, lauschte atemlos und spürte endlich, daß seine Unruhe ihn wieder einmal getäuscht hatte.

Wie oft, wenn der Bauer von der Wurt niederging in das Land, stand er und sah ihm verhohlen nach, und wandte der seine Schritte zum Deich, so ging er auf den Boden und sah hinüber nach Norden und verfolgte jede Gestalt mit den Augen, die dort auftauchte, und war der Alte heimgekommen, so schritt er selber hin und spürte an jedem Siel und untersuchte Wehr und Vorland und die Deichkappe und hatte acht auf jedes Mauseloch im Boden und auf jeden Wechsel in der Kante des Strandes, und lernte dabei von Tag zu Tag mehr von Ebbe und Flut und Wogen und Winden und stand bisweilen und sah zur blauen Ferne, wo zur Ebbezeit Sande und Watten gedrängt zwischen Wasserläufen und Kuhlen lagen, kaum zwei, drei Ellen unter der wechselnden Flut, und seine Gedanken zogen Dämme zwischen den Sanden und verbanden sie und bauten an auftauchendem Lande, das einst lachend und grün unter dem Himmel gelegen und einmal wiederkehren sollte zum Sonnenlicht.

Kam er heim von diesen Gängen, hatte er einen nach innen gekehrten Blick, und Almut fragte nicht, wo er gewesen und was er denke. Sie achtete sein Schweigen, denn sie war ein feiner, kluger Mensch, und Geschwätzigkeit war nie ihr Fehler gewesen.

Wäre nicht der Winter Herr gewesen, dies Aufpassenmüssen hätte Lützelberger zuviel von seiner Zeit gestohlen. Auch so empfand er auf die Dauer die Last. Da erwuchsen ihm Helfer in den zwei Kindern. Mehr als einmal war Walter, der stark und groß war für sein Alter, in Wind und Wetter mit ihm gelaufen, und er hatte ihm die Augen geöffnet für das Land.

Dann begann er ihm eines Tages zu erzählen, wie der Großvater oft krank sei und man Sorge trage um ihn, daß er einmal vom Wege abirren oder zur Ebbezeit zu weit hinauswandern könne in das Watt. Daß die Flut ihn überraschen oder der Nebel über ihn herfallen könnte, und wie der alte Mann dann nie heimfinden werde.

Der aufgeweckte Junge begriff schnell, und nun saß er manche Stunde droben auf dem Boden oder in der Giebelstube des Alten und sah ihm nach, und meinte er etwas zu spähen, das nicht sein sollte, klang seine schrille Kinderstimme zur Diele nieder: „Vadder, Mudder, kommt schnell, der Großvadder is alleen buten an'n Diek."

Januar und Februar waren hingegangen, die Stürme hatten getobt, wie es ihr Recht war, die See hatte gebrüllt, und der Nebel hatte alles in seinen eisigen Mantel gehüllt. Dazwischen war immer einmal ein Tag, wo die Sonne sieghaft durch alles Dunkel brach, und von diesen Tagen wußte Almut noch in den kommenden Jahren, während alle harten Stunden versunken waren.

Aber an einem der ersten Märztage, wo drunten im Reich schon Veilchen an den Hängen blühten und Stare auf den Giebeln schwatzten, kam der Nordsturm noch einmal auf seinem Heerwagen an die Küste gefahren.

Mitten in schwarzen Wolkenmassen stand er, schrie seinen Schlachtruf über Land und See und wühlte die tiefsten Tiefen des Meeres auf mit seinen harten Händen.

Die Flut hatte in der Morgenfrühe am Deich gerast und ihre weißen Fahnentücher bis zur Höhe seiner Kappe emporgeschleudert. Dann kam die Ebbe, und die Wasser zogen sich murrend und zögernd Schritt für Schritt von der Küste zurück. Aber nicht so weit, wie sie es sonst in der Gewohnheit hatten. Draußen lagen sie und heulten hinüber und drohten und warteten wie gierige Wölfe, bis ihnen der Kappzaun wieder gelockert wurde und sie hereinbrechen durften in Sand und Land.

Sorgenvolle Blicke gingen von allen Wurten hinüber zum Deich, der Deichgräfe selber war in frühester Stunde entlang geschritten und hatte seine Blicke in die Tiefe gehen lassen, wo zertrümmertes Eis in klobigen Blöcken am Strande lag und wie Rammblöcke der treibenden Kraft warteten, die es zum Sturm gegen alle Festen von Menschenhand stoßen würde.

Ludolf Lützelberger hatte Rickmers gesehen, wie er da ging, und er war daheim geblieben. Warum dem unnütz in den Weg treten, der ihn als erster willkommen geheißen in der Gemeinde und dessen Sohn um seinetwillen landfremd geworden war.

Er sah an diesem Morgen aber mehr als einmal nach dem Schwieger, denn in den letzten Tagen war es wieder schlimm gewesen mit Thedinga. Er hatte ihn halbe Nächte lang droben umhergehen hören, und durch die Balken der Decke waren die lauten Gebete des Alten gekommen, die alle wie Haß und Hohngesang waren und einen Gott anriefen, der kein Gott der Liebe war, sondern ein Gott des Zornes und der Rache.

Aber als er jetzt einmal hinaufging und durch die Tür spähte, lag der Bauer auf seinem Bett und schlief wie ein Toter.

Lützelberger kannte das schon.

Auf diese wilden Erregungen folgten lange Stunden schwersten Schlafes, Stunden, in denen er aufatmen konnte, weil ein Höherer ihm das Wächteramt abnahm.

So ging er aus dem Hause auf den Hof, zu den Knechten in die Scheune, griff wie sie zum Dreschflegel und half bei der Arbeit.

Um die Mittagszeit rief Almut ihn, und er sah an ihrem Gesicht, daß es nichts Gutes war, was sie ihm zu sagen hatte.

„Der Vater ist fort! Er muß ganz leise aus dem Hause gegangen sein, als ich bei den Hühnern war. Sein Zimmer ist leer, und das Bett ist kaum noch ein wenig warm, seit einer kleinen Stunde muß er fort sein. Und ich sehe ihn nirgends mehr. Aber Emma sagt, er wäre dem Deich zu gegangen."

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reisebegleiterin.

Ein Erlebnis von Arkady Awertschenko.

Der Verfasser, einer der bedeutendsten Humoristen Rußlands, ist kürzlich in Prag gestorben.

Wir saßen in einer kleinen, netten, gemütlichen Gesellschaft und ich erwähnte en passant, daß ich demnächst eine Reise nach der Krim unternehmen wolle.

Jelena Nikolajewna, eine entzückende junge Witwe, mit fragenden Augen, purpurroten Lippen und einem blonden Bubikopf, schaute mich vielversprechend an und sagte:

„Sie auch? Wann reisen Sie denn?"

„Ende dieser Woche!" antwortete ich galant.

„Mein Gott", bemerkte die junge Witwe, „ich auch. Wissen Sie was . . . Ich mach Ihnen einen Vorschlag; reisen wir zusammen. Sie begreifen, daß eine Reise für eine Frau, die allein reist, etwas Furchtbares ist. — Also wollen Sie mein Reisebegleiter sein?"

Ich schaute mir die Witwe noch einmal an, dann sagte ich höflich: „Gnädige Frau, es wird mir ein Vergnügen sein, Ihr Reisebegleiter sein zu dürfen!"

Mein Freund Perepletow sprang vom Sessel auf, blickte mich bedauernd an und machte mir ein Zeichen. Als wir auf einen Moment das Zimmer verlassen hatten, fragte ich ihn: „Lieber Freund, was ist denn los?"

„Bist du wahnsinnig geworden?" fragte er erregt. „Wozu hast du dieser Frau deine Reisebegleitung zugesagt?"

„Aber sie ist eine entzückende. junge Witwe."

„Desto schlechter," erwiderte gallig mein Freund, „eine Reise mit einer feschen Frau ist immer eine Gefahr für den Mann!"

Und seine Stimme klang nun prophetisch: „Von nun an wirst du nicht wissen, was Tag undNacht ist. Du wirst ihr Lakai, ihre Zofe, ihr Träger, ihr Hausknecht sein. Du wirst die Verantwortung für alle von ihr vergessenen Sachen, für das Zuspätkommen zum Zug, für den Mangel eines Sondercoupés, für Zugluft, für Hitze im Coupé und für alle Unannehmlichkeiten, die auf der Reise passieren, tragen. In der Früh wirst du die Seife suchen müssen, weil sie im Hotel vergessen hat, dann wirst du auf den Stationen den Tee holen müssen. In der Nacht wirst du nicht schlafen können, denn du wirst Wache halten müssen, damit niemand das Coupé betrete . . . . Um drei Uhr morgens wird sie das Coupé betrete . . . . Um drei Uhr morgens wird sie laufen müssen und ein Beruhigungsmittel suchen. Du wirst der Behüter ihrer Körbe sein, du wirst die Sorge um das Hotel haben, du mußt das Menu fürs Mittagessen zusammenstellen, zuerst für sie und dann für dich. Mit einem Worte: du bist ein Trottel, weil du diese Mission übernommen hast."

Ich lächelte und sagte: „Ein Mann — ein Wort. Jetzt kann man nichts ändern. Aber ich denke — die Sache ist nicht so schrecklich."

„Na, wir werden sehen!" Seine Stimme klang trocken und kühl. Wir kehrten in das Zimmer zurück und ich gab mir mit der entzückenden Witwe ein Rendezvous: Samstag, 11 Uhr Nachts am Hauptbahnhof. Am Samstag Abend kam ich auf den Bahnhof um ¾11 Abends. Ich stellte meinen Handkoffer unter den Divan im Restaurant 1. Klasse und ging selbst promenieren.

„Mein Gott! Da ist er . . . Endlich finde ich Sie!" tönte hinter mir eine wohlbekannte Stimme. „Ich habe Sie überall gesucht! Wo stecken Sie denn?"

„Ach, das sind Sie, gnädige Frau", antwortete ich erfreut, „wie geht es Ihnen?"

„Danke!" sagte sie kurz und dann schaute sie mich an und fragte: „Was stehen Sie da? Was machen Sie hier?"

„Ich bummle," antwortete ich.

„Haben Sie die Fahrkarten genommen?" fragte sie weiter.

„Welche Fahrkarten?" erwiderte ich erstaunt.

„Aber gestatten Sie, man kann doch nicht ohne Fahrkarten reisen?" bemerkte sie schnippisch.

„Sie haben nicht unrecht," sagte ich nach einigem Nachdenken, „man müßte die Fahrkarten nehmen."

„Dann nehmen Sie!"

„Wo soll man sie nehmen? Ich weiß ja nicht, wo die Kassa ist?"

„Mein Gott... Sie sind ja wie ein hilfloses Kind. Sagen Sie es dem Träger und er wird die Karten besorgen."

„Und wenn der Träger mit dem Geld durchgeht?"

„Wozu hat er denn eine Nummer?"

„Eine Nummer? Und wer garantiert mir, daß ich diese Nummer nicht nach einer Minute vergesse? Ich habe ein sehr schlechtes Gedächtnis!"

„Dann notieren Sie sich die Nummer!" bemerkte sie lachend.

„Ich habe den Bleistift zu Hause vergessen."

„Mein Gott, wir werden zuguterletzt den Zug versäumen!"

„Nichts leichter als das," antwortete ich, auf die Uhr schauend, „der Zug geht in fünf Minuten ab."

Sie schlug die Hände zusammen und rief mir zu: „Bleiben Sie da stehen! Rühren Sie sich nicht vom Fleck! Ich werde selbst die Fahrkarten holen!"

„Gut," erwiderte ich, „ich werde hier stehen und warten!" Ich blieb ruhig stehen und sah zu, wie das Publikum sich zum Ausgange drängte...

„Kommen Sie... kommen Sie," ertönte plötzlich hinter mir ihre Stimme, „gleich wird der Zug abgehen!"

Sie lief voran, ich folgte ihr. Plötzlich blieb sie stehen und fragte: „Wo sind denn Ihre Sachen?"

„Ich habe meinen Koffer im Restaurant unter den Divan gestellt. Man kann ihn ja später holen..."

„Was heißt später?", rief sie nervös. „Holen Sie ihn sofort! Nicht dort gehen... das Restaurant ist da..."

„Und wo werde ich Sie finden?" fragte ich meine Reisebegleiterin.

„Mein Gott," rief sie voll Verzweiflung, „er ist ja wie ein dreijähriges Kind... Einen schönen Reisebegleiter habe ich mir da ausgesucht! Laufen Sie rasch ins Restaurant, ich warte hier."

„Bitte, nicht fortgehen. Bitte, bitte!"

„Holen Sie doch Ihren Koffer! Rasch, rasch!"

Ich nahm den Koffer, lief auf den Platz zurück, wo ich die junge Witwe zurückgelassen hatte, dann liefen wir beide den Perron entlang.

„Wo ist unser Zug?" fragte sie schwer atmend.

„Ich denke der da," sagte ich und wies auf einen einzeln stehenden Waggon hin.

„Aber... das ist doch ein abgekoppelter Waggon, Sie dummer Mensch! Wir brauchen einen Zug... Ah, da kommt auch mein Träger... Sie, Träger, wo ist der Zug nach Odessa?"

„Bitte, gnädige Frau, da steht er," sagte höflich, die Mütze lüftend, der Träger.

Voran ging Jelena Nikolajewna, die ein Coupé suchte, hinter ihr der Träger, der ihre Koffer trug, und hinter ihnen ging ich mit meinem Handkoffer.

Kaum hatten wir Platz genommen, so setzte sich der Zug in Bewegung. Jelena Niolajewna wischte sich das erhitzte Gesicht ab, lächelte und sagte:

„Ohne mich hätten Sie heute den Zug versäumt!"

„Zweifellos", erwiderte ich. „Ich wundere mich, wie Sie sich auf diesen Eisenbahnen auskennen. Diese Fahrkarten, diese Träger können ja einen verrückt machen, da kann man leicht den Kopf verlieren." Eine halbe Stunde verbrachten wir im traulichen Gespräch, dann sagte ich: „Ich habe Hunger! Ich will essen!"

„Weshalb haben Sie nicht im Bahnhofrestaurant gegessen?" bemerkte meine Begleiterin.

„Ich habe vergessen!"

„Wie kann man aus Essen vergessen? Warten Sie — bald wird eine Station mit Restaurant kommen. Schauen Sie im Fahrplan nach."

„Ich habe keinen!"

„Da haben Sie meinen!" sagte sie lächelnd.

Ich nahm den Fahrplan, schaute ihn an und bemerkte: „Oho . . das ist ein umfangreiches Buch . . . Da müssen viele Stationen mit Restaurant sein". Ich begann zu blättern und sagte:

„In drei Stunden wird eine Station sein . . Furchtbar!"

„Welche Station?"

„Terrioki!"

„Was?" rief sie erstaunt, „welche Strecke schauen Sie denn?"

„Hier . . . diese gelben Blätter!"

„Mein Gott, Sie brauchen ja noch eine Kinderfrau . . . Er weiß nicht einmal, wie man einen Kondukteur benützt."

„Ich möchte den Menschen sehen, der sich da auskennt!"

„Geben Sie her, Sie dummer Mensch", rief sie nervös, „in zwanzig Minuten wird eine Station mit Restaurant sein. Der Zug steht dort acht Minuten!"

„Das ist zu wenig. Ich werde den Zug versäumen!"

„Beruhigen Sie sich, Sie großes Kind, ich werde mit Ihnen gehen! Sagen Sie", fuhr sie fort, „wie leben Sie eigentlich? Wie leben Sie, wenn Sie nichts verstehen, wenn Sie überall zu spät kommen, wenn Sie bei der kleinsten Kleinigkeit den Kopf verlieren?"

„Ich lebe schlecht", sagte ich mit einer Stimme voll Tränen. „Mein Vater ist tot, meine Mutter ist weit . . . Nein, wirklich, ich freue mich, daß wir zusammen gefahren sind."

„Das macht nichts," sagte sie beruhigend. „Das macht nichts, mein Kind, mein Bubi . . . Irgendwie werden wir schon unser Ziel erreichen . . . Wo wollen Sie schlafen? Auf

dem unteren oder auf dem oberen Bett? Ich hoffe, daß Sie mir das untere Bett überlassen?"

„Gewiß überlasse ich es Ihnen. Nur, entschuldigen Sie, wenn ich Sie in der Nacht aufwecke."

„Wieso?" fragte sie erstaunt.

„Ich wälze mich in der Nacht von einer Seite auf die andere und da werde ich zweifellos herunterfallen."

„Hm," sagte sie nachdenklich, „dann schlafen Sie im unteren Bett . . . Sie armes, hilfloses Bubi!"

Sie streichelte scherzend meinen Kopf, und in ihrer Stimme klang mütterliche Besorgnis . . .

*

Niemals bin ich mit einem derartigen Komfort gereist, wie dieses Mal. Ich fühlte mich wie ein kleines, verhätscheltes Kind: man sorgte sich um mich, man gab mir zu essen, zu trinken. Trotz meiner großen Figur, trotz meiner tiefen Stimme behandelte man mich wie ein Kind. Meine Reisebegleiterin legte mich schlafen, bedeckte mich mit ihrem Reiseplaid, löschte die Lampe aus, wann ich einschlief, brachte mir Kaffee aus dem Waggon-Restaurant, wann ich erwachte. Es amüsierte sie, wenn ich mir beim Erwachen die Augen mit der Faust wie ein Baby rieb, und sie rief laut:

„Baby ist erwacht! Baby will Kaffee!"

Ich war glücklich, daß ich ihre Mutterinstinkte erweckt hatte.

In Odessa suchte sie ein Hotel auf, bestellte für mich ein Bad, dinierte, soupierte mit mir. Als wir auf dem Dampfer nach Sebastopol fuhren, legte sie mich schlafen, bedeckte mich mit ihrer Reisedecke, bekreuzigte mich, klopfte mich leise auf die Wange und sagte: „Schlaf, Kindchen schlaf!"

Als wir nach Petersburg zurückreisten, telegraphierte ich meinem Freunde und bat ihn, uns am Bahnhof zu erwarten. Kaum blieb der Zug stehen, so sprang ich aus dem Waggon und umarmte stürmisch meinen Freund.

„Den Mantel", rief die besorgte Jelena Nikolajewna aus dem Fenster schauend, „ich will nicht, daß Sie sich erkälten. Ziehen Sie sofort Ihren Mantel an! Ja, wie ist die Telephonnummer Ihrer Pension? Ich werde anläuten: Man soll Ihnen ein Frühstück vorbereiten... Sie haben heute noch nichts gegessen!"

Mein Freund schaute mich erstaunt an. Dieser Blick amüsierte mich.

Jelena Nikolajewna kam aus dem Waggon, blieb stehen, richtete mir meine Krawatte und sagte: „Haben Sie die Bücher mitgenommen? Haben Sie den Stock nicht vergessen? Dann ist alles in Ordnung. Auf Wiedersehen!

„Und die Sachen?" fragte erstaunt mein Freund, „wo sind deine Koffer?"

„Seine Sachen sind bei mir", antwortete lachend Jelena Nikolajewna, „man kann ihm doch keine Sachen anvertrauen, er ist ja wie ein Kind . . . er verliert alles . . . Ich werde den Koffer mit meinem Mädchen in seine Pension schicken!"

Sie lächelte und verschwand in der Menge.

Perepletow schüttelte sein Haupt, blickte ihr lange nach und sagte dann zu mir: „Ich begreife nicht, wie es dir gelungen ist, dieses launenhafte Weibchen zu zähmen . . . sie ist ja so besorgt um dich . . . Du mußt mir dieses Geheimnis erzählen!"

„Lieber Freund", antwortete ich geheimnisvoll lächelnd, „Geschäftsgeheimnisse darf man nicht verraten. Aber das eine sage ich dir: diese kleine Witwe ist das idealste Weib, das ich bis nun kennen gelernt habe. Hoffentlich mache ich mit ihr noch eine Reise, und zwar meine Hochzeitsreise . . . ."

Und dann verließen wir beide den Bahnhof . . .

(Übersetzung aus dem Russischen von Maurice Hirschmann, Wien.)
(„Prager Presse".)



Bunte Chronik



* **Wie Bismarck den „Bärenführer" spielte.** Es ist eine von keinem Berliner bestrittene Tatsache, daß er einen großen Teil der öffentlichen Sehenswürdigkeiten, wie Schlösser und Museen, erst richtig kennen lernt, wenn er Besuch in seiner Heimatstadt herumführen muß. Ähnlich geht es auch dem Zugewanderten, der schon längere Zeit in der Reichshauptstadt lebt. Das mußte auch einmal eine Schwedin gelegentlich eines Abenteuers erfahren, bei dem Bismarck die „leidende" Rolle spielte. Die Dame berührte bei einer Reise nach Rom auch Berlin, wo ein Verwandter mütterlicherseits lebte, den sie wegen seiner Abstammung den „deutschen Vetter" nannten. Cousin und Cousine kannten sich damals noch nicht von Angesicht zu Angesicht, doch wurde ihre Ankunft dem Vetter schriftlich angekündigt. Freudig überrascht war die Schwedin, als sie ein eleganter Kavalier mit klug blitzenden Augen empfing und sie während des dreitägigen Aufenthaltes durch die Hauptsehenswürdigkeiten Spree-Athens führte. Die junge Dame war ganz entzückt von ihrem „deutschen Vetter", als es aber ans Abschiednehmen ging, da beichtete der flotte Begleiter: „Seien Sie mir nicht böse, gnädigstes Fräulein. Cousine darf ich Sie nicht mehr nennen." „Warum denn nicht," war die erstaunte Frage. „Nun, weil ich eben gar nicht Ihr Vetter bin. Dieser Vetter ist aber mein bester Freund, der augenblicklich tief in der Examensarbeit drinsteckt. So erfüllte ich Freundespflicht und kam als Stellvertreter. Mein Name ist Otto von Bismarck." Die junge Dame war erklärlicherweise arg betroffen und stammelte in ihrer Verlegenheit Dankesworte. „O, Gnädigste," wehrte Bismarck ab, „Dank auszusprechen gebührt mir, nur Ihnen hab ich's zu verdanken, daß ich einmal unsere Museen auch von innen kennen gelernt habe."

*

* **Luxuriöse Gaststätten.** Zurzeit wird das berühmte Morrison-Hotel zu Chicago durch einen Anbau bedeutend erweitert. 45 Stockwerke sind vorgesehen. Hoch über allen, im 46. Stockwerk, das auch eine Zehnzimmerwohnung, die luxuriös eingerichtet wird, enthalten soll, wird Herr und Frau Moir, der Direktor des Riesenunternehmens, Wohnung nehmen. — Nach Beendigung der Baulichkeiten wird „Morrisson- Hotel" 3400 Zimmer, neben ebensoviel Badezimmern, enthalten. — Die Zimmerpreise werden für eine Nacht „nur" 3 bis 5 Dollar betragen; das ist für amerikanische Verhältnisse nicht viel, da das Doppelte in erstklassigen amerikanischen Hotels für Übernachtungen gefordert wird. — Ein Stockwerk im „Morrisson-Hotel" ist nur für Damen bestimmt. Jede nur denkbare Bequemlichkeit ist hier vorgesehen, z. B. Frisierräume, Empfangs- und Musiksalons, Büchereien und so fort. Hoch über der luftigen Wohnung des Direktors Moir soll noch eine Radio-Station eingerichtet werden, die an Größe jede andere nordamerikanische Station übertreffen wird. Jedes Zimmer im „Morrisson-Hotel" wird auch mit einer Radio-Empfangsstation versehen werden. Die Gesamtkosten des Anbaus, mit allen Neueinrichtungen, sind auf 14 Millionen Dollar veranschlagt worden; das sind nahezu 60 Millionen Goldmark. — In London ist zurzeit auch der Bau eines Riesenhotels im Gange. Das neue Haus wird „Royal Hotel" benannt werden. „Nur" 1000 Zimmer sind vorgesehen; jeder Schlafraum erhält fließendes kaltes und warmes Wasser, automatische Uhren, schallsichere Türen und Fernsprecher. Bei den Ausschachtungsarbeiten wurden zahlreiche Funde aus der Römerzeit an das Tageslicht gefördert.

*

* **Gevatter Buchbinder als Ratsherr.** — Eine alte und doch neue Geschichte. Friedrich Wilhelm I. von Preußen, des Großen Friedrich Vater, war auf seinen Spaziergängen und selbst Spazierritten für jeden seiner Untertanen, auch den geringsten, zu sprechen. Eines Tages, auf einem solchen Spazierritt des Königs, trat nun ein Buchbinder namens Reichardt auf ihn zu und klagte ihm, daß er seit mehreren Jahren beim Berliner Stadtgericht einen Prozeß habe und daß dieser nicht zu Ende komme, weil er auf dem Rathause Feinde habe, die ihm, wie so vielen anderen, sein gutes Recht vorenthielten. Dies alles begründete er mit vielen Einzelheiten. Der König, der selbst auf den Magistrat nicht gut zu sprechen war, sagte zu dem Mann: „Du scheinst mir ein vernünftiger Kerl zu sein, und dir soll geholfen werden. Da du die Wirtschaft des Magistrats so gut kennst, so sollst du mir von Zeit zu Zeit darüber berichten, und dann wollen wir die Herren schon kriegen. Ich mache dich hiermit zum Ratsherrn, erteile dir Sitz und Stimme auf dem Rathause und werde dem Magistrat deshalb den nötigen Befehl zugehen lassen." — Wie gesagt, so geschah's: Der König befahl, Buchbinder Reichardt wurde als Ratsherr eingeführt und nahm nunmehr an den Sitzungen regelmäßig teil, bemerkte aber keine Unregelmäßigkeiten, die ihm Veranlassung gegeben hätten, dem Könige zu berichten. Einige Zeit danach sah der Monarch den neugebackenen Ratsherrn einmal auf der Straße und erkannte ihn sogleich; er rief ihn heran und hielt ihm nun vor, daß er ihm ja keinerlei Mitteilungen über die schlechte Wirtschaft des Magistrats gemacht habe. Ratsherr Buchbinder entschuldigte sich: Seitdem er selbst dem Magistrat angehöre, habe er doch eine ganz andere Ansicht bekommen. „Ihr seid alle Schelme," rief der König nun, „wenn Ihr nicht mitregiert, räsonniert Ihr, und wenn Ihr mitregiert, macht Ihr's auch nicht besser als die andern!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.